

Ernst Chr. Suttner

Gleich dem hl. Sergij von Radonež die Tradition durch Erneuerung bewahren

Mit demselben Recht darf man Sergij von Radonež einen Erneuerer des orthodoxen Mönchtums nennen und einen Bewahrer seiner Tradition. Denn Sergij zog in die russischen Wälder, um dort mit seinen Schülern genau jenes geistliche Leben zu führen, für welches die Mönchsväter der östlichen Christenheit in jahrhundertelanger Erfahrung die rechten Anweisungen geschaffen haben. Als getreuer Schüler der monastischen Lehrer Ägyptens, Syriens, Mesopotamiens, Kappadokiens, des Sinai, des Berges Athos und Kievs und ohne die innere Ordnung des von dorther überkommenen aszetischen Lebens zu ändern, paßte er den praktischen Vollzug der alten Regeln den Verhältnissen im russischen Norden an. So konnte das Mönchtum im aufstrebenden Moskauer Staat eine bedeutende Rolle erlangen.

Sergij, der die innere Ordnung des aszetischen Lebens getreu beibehielt, kopierte nicht die Formen, unter denen die Mönche vor ihm dieses Leben in anderen geographischen Breiten vollzogen. Er gestaltete die Anweisungen für das aszetische Leben in der trockenen Wüste der Ägypter oder Syrer um in solche, die für die Wüstenneien der nördlichen Urwälder Rußlands paßten. Er übertrug sie aus einem heißen Land, in dem die Hitze Plage ist, in ein Land mit eiskalten Wintern und langen Winternächten und mußte bedenken, daß Kleidung, Nahrung, Unterkunft und sogar die Gebetsräume wegen der völlig verschiedenen klimatischen Bedingungen einer anderen Regelung bedurften als dort, wo die alten Mönchsväter lebten. Unerlässlich war auch ein Wandel in den Modalitäten des Zusammenlebens der Mönche untereinander und mit der Gesellschaft. Wer bei Sergij um Aufnahme ins Kloster bat, kam aus einer anderen Umwelt als die Novizen der mediterranen Welt. Er brachte nicht die gleichen Verhaltensweisen und Vorstellungen vom Zusammenleben der Menschen mit. Dem andersartigen Empfinden mußte das Mönchtum in Rußland entsprechen, damit es kein kurioser Fremdkörper blieb, sondern heimisch wurde. Weil Sergij im Umgang mit den Herrschern und mit der Gesellschaft seines Landes den "rechten Ton" fand, konnte er heilsamen Einfluß nehmen auf die Öffentlichkeit seiner Zeit. Weil er und

seine Schüler das strenge aszetische Leben mit Zügen verbanden, die den Mitmenschen "angemessen" erschienen, lebte das von Sergij erneuerte Mönchtum nicht nur im Verborgenen dem Gebet und der Selbstheiligung, sondern nahm auch eine überragend wichtige Rolle im Moskauer Staat ein.

Die Modifikationen an den äußeren Verhaltensweisen, unter denen man in Sergijs Kloster den inneren aszetischen Regelungen der alten Mönche unverändert nachkam, wurden weder programmatisch noch durch sofortiges Abfassen von Rechtssatzungen herausgestellt. Sie wurden schweigsam, wie es für Mönche passend ist, im lebendigen Vollzug schrittweise erreicht. Der Geist, der die Seinen in alle Wahrheit einführt (vgl. Jo 16,13), half Sergij und seinen Mönchen, die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu deuten (vgl. Lk 12,54-57) und die notwendigen Schritte zu setzen, um ihnen auch zu entsprechen. Für Reformen, die in dieser Weise durchgeführt werden, die nicht von einer Autorität verordnet, sondern von den Beteiligten langsam erarbeitet werden, lassen sich nur schwer schriftliche Urkunden beibringen. Man kann sie nur konstatieren, wenn man die Modalitäten miteinander vergleicht, unter denen die gemeinsame Tradition früher und später gelebt wurde. Im christlichen Abendland waren, wenn es um Reformen ging, in der Regel die kirchlichen Obrigkeiten intensiver involviert und erließen einschlägige Anordnungen. Die zur Verfügung stehenden Geschichtsquellen zeugen darum viel häufiger von Reformen im Westen als von solchen im Osten. Deswegen kam es bei Katholiken und Protestanten zu einem verbreiteten Vorurteil von einer angeblichen Erstarrtheit und Reformunwilligkeit, ja sogar von einer Reformunfähigkeit der orthodoxen Christenheit. Beispiele wie Sergij von Radonež machen deutlich, welche große Mißverständnisse solchen Urteilen zugrunde liegen. Denn das, was nach altem orthodoxen Herkommen Bewahren der Tradition genannt zu werden verdient, ist weit entfernt von starrem Festhalten. Orthodoxes Bewahren der Tradition verlangt, die Modalitäten des Vollzugs immer in hinreichendem Maß den sich wandelnden Bedingungen des Lebens anzupassen, damit der unwandelbare innere Wert des Überlieferungsgutes in die jeweils neue Zeit paßt.

Wenden wir uns einem ganz anderen Beispiel aus unserer Zeit zu, um daran zu zeigen, daß das, was Sergij in seinen Tagen für das Mönchtum tat, von der orthodoxen Kirche auch in anderer Hinsicht und auch in der Gegenwart getan wird. Unter dem Titel "Dis-

kussionen über die kirchenslawische Sprache (1917-1943)" erschien 1993 in der Zeitschrift "Slavjanovedenie" der Russischen Akademie der Wissenschaften ein Aufsatz,¹ der beweist, daß die Russische Orthodoxe Kirche modern genug war, bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts jene liturgischen Reformen zu erstreben, die in der katholischen Kirche bis zum 2. Vat. Konzil für unmöglich gehalten wurden. Die Gottesdienstsprache, Änderungen der gottesdienstlichen Textvorlagen wegen neuer politischer Umstände, eine eventuelle Reform der Gottesdienstordnungen ganz allgemein und auch die Modernisierung der (inzwischen der Sprache nach veralteten) russischen Bibelübersetzung standen zur Debatte.

Von Anfang an wurde in die Vorbereitungsarbeiten für ein russisches Landeskonzil, die 1905 einsetzten, der Wunsch auf gottesdienstliche Reformen eingebracht, insbesondere auf das Abrücken von der Gewohnheit, immer in einer unverständlich gewordenen alten Sprache zu zelebrieren. In der genannten Publikation wird der Verlauf der Diskussionen aufgezeigt. Aus nicht publizierten (und daher den westlichen Kirchengeschichtlern und Ostkirchenkundlern bisher unbekanntem) Protokollen des russischen Landeskonzils von 1917/18 wird nachgewiesen, daß dieses Konzil es der russischen Kirchenleitung freistellte, die Zelebration in modernem Russisch zu erlauben. Dem Artikel ist das Faksimile einer Urkunde beigegeben, durch welche der Patriarchatsverweser (und spätere Patriarch) Sergij (Stragorodskij) am 26. Januar 1935 "angeleitet durch das Beispiel des verstorbenen Patriarchen (Tichon)" dem Priester Adamenko das Recht auf Zelebration in zeitgenössischem Russisch bestätigte. Das Dokument ging der Reform aber nicht voraus; es war keine Verfügung, die Erneuerung einzuleiten, sondern die oberhirtliche Zustimmung zu einem in Gang befindlichen Prozeß. Denn es ist bekannt, daß Vasilij (als Mönchspriester Feofan) Adamenko mit mehreren Mitarbeitern Übersetzungen der für Pfarrgottesdienste erforderlichen Texte anfertigte, sie in Nizunij Novgorod in der Praxis verwandte und sie dort 1926 auch in Druck erscheinen ließ.²

Seit ältester Zeit nimmt die orthodoxe Kirche ihre Glaubens-

¹ A.G. Kraveckij, Diskussii o cerkovnoslavjanskom jazyke (1917-1943), in: Slavjanovedenie 1993, S. 116-135.

² 1989 erfolgte in Paris ein Nachdruck; vgl. die Rezension in Ostk. Stud. 41(1992)73f. Die in der Rezension ausgesprochene Vermutung, daß die Übersetzungen für den gottesdienstlichen Gebrauch entstanden, ist durch die Publikation des Dokuments von 1935 als voll zutreffend erwiesen.

verkündigung in erster Linie durch ihre gottesdienstlichen Lieder vor.³ Eine solche Verkündigung kann nur gelingen, wenn die Gläubigen die Texte tatsächlich verstehen. Die orthodoxe Kirche hält daher ihrer Tradition am besten die Treue, wenn sie im gottesdienstlichen Leben zur jeweils zeitgenössischen Sprachform übergeht. Deshalb haben die traditionsbewußten orthodoxen Kirchen der Rumänen, Araber, Finnen, Albaner, Serben, Bulgaren, Japaner und Makedonen längst ihre modernen Sprachen zur Gottesdienstsprache gemacht. Ebenso halten es die orthodoxen Emigranten. Sie zelebrieren, da ihre Jugend inzwischen in die Gesellschaft der Gastländer hineinwuchs, nicht nur in den herkömmlichen Sprachen, sondern auch auf englisch, französisch, deutsch, italienisch etc. Metropolit Kirill (Gundjaev) von Smolensk führte anlässlich der Tausendjahrfeier für die Taufe Kievs aus: "Für jene, die sich um das Problem des kirchlichen Zeugnisgebens mühen, erweist sich die liturgische Sprache, die gegenwärtig in unserer Kirche in Gebrauch ist, als ein Hindernis für die Zeitgenossen, sich mit dem Reichtum und mit der Schönheit des orthodoxen Gottesdienstes vertraut zu machen, weil diese Sprache nicht nur für das Volk, sondern auch für die Intelligencija jenen Grad von Verständlichkeit verloren hat, den sie zweifellos in früherer Zeit besaß."⁴

Als Sergij von Radonež die Traditionen des Mönchtums für Rußland erwarb, indem er die Modalitäten des klösterlichen Lebens entsprechend erneuerte, hatte er, wie seine Vita bezeugt, Widerstände zu überwinden. Widerstände erlebten auch die Slawenapostel Kyrill und Method, als man ihnen das Übersetzen der kirchlichen Texte ins Slawische verwehren wollte. Ihre Gegner vertraten die sogenannte "Häresie der drei Sprachen" und meinten, daß in der Kirche Gottes nur in jenen sogenannten "heiligen Sprachen" gebetet werden dürfe, die Pilatus für die Aufschrift auf dem Kreuz Christi verwandte. Ihrem mannhaften Widerstand gegen die traditionsfeindlichen Thesen derer, die nicht alle Sprachen als Gebetssprachen zulassen wollten, verdanken es die Slawen, daß sie in ihrer herkömmlichen Sprache beten dürfen. Dem Beispiel dieser Apostel folgten wie der hl. Stefan von Perm so auch alle jene Orthodoxen, die

³ Vgl. E. Chr. Suttner, Glaubensverkündigung durch die Gottesdienstfeier, in: *Una Sancta* 48(1993)227-233.

⁴ Zitiert nach dem Vorwort zum Nachdruck der Übersetzungen Adamenkos.

in jüngster Zeit ihre Gottesdienste in die gesprochenen Sprachen übersetzten.

Natürlich erhob sich auch dagegen Widerspruch aus Kreisen, die mit der orthodoxen Tradition wenig vertraut sind und der Kirche verbieten möchten, auf die Bedürfnisse ihrer Gläubigen einzugehen. Sie sind von denselben Motiven getrieben wie jene abendländischen Christen, die von der katholischen Kirche verlangten, in aller Welt beim Latein als Gottesdienstsprache zu verbleiben. Aus den Archivalien, die A.G. Kraveckij bearbeitete, ist ersichtlich, daß manche Hierarchen Angst hatten vor der lebendigen Sprache, die wandelbar ist. Sie wünschten, daß die kirchlichen Texte versteinert in einer toten Sprache tradiert werden sollten, damit das Leben der Menschen, die zum Gottesdienst zusammenkommen, darauf keinen Einfluß nehmen könne. Die dadurch bewirkte Lebensferne des Gottesdienstes, meinten sie, würde seine unwandelbare Rechtgläubigkeit sicherstellen. Aber sie vergaßen zu bedenken, daß solcherweise lebensfern gewordene Gottesdienste den Menschen überflüssig vorkommen müssen.

Auch die philologische Schönheit der traditionellen Sprache hat man gelobt und befürchtet, daß neue Formulierungen vielleicht von geringerer stilistischer Vollendung sein könnten. Doch irgendwann einmal waren auch die ältesten Texte neu, und damals hätten auch gegen sie dieselben Bedenken erhoben werden können. Zudem ist zu fragen, woher die Kirche das Recht nimmt, sich beim Gottesdienst auf die Dauer einer Sprache zu bedienen, die stilistisch sehr hoch stehen mag, aber nur von einem verschwindend kleinen Teil der Gläubigen verstanden werden kann, weil nur wenige den dafür erforderlichen Bildungsstand besitzen. Erfließt manche Gegnerschaft gegen die Gottesdienste in der allgemeinen Volkssprache vielleicht daraus, daß sich gewisse Kreise in ihrem Bildungsdünkel bestätigt fühlten, solange nur sie alleine und nicht auch das gemeine Volk die Texte verstanden? Befürchten sie nun, ihren privilegierten Vorzug zu verlieren? Steht es vielleicht sogar noch ärger? Fühlen sich vielleicht jene Kreise, deren Ohren bisher durch die nicht recht verständliche Sprache gegen die klaren Forderungen Jesu sozusagen abgesichert waren, allzu sehr getroffen, wenn nun die Lehren des Evangeliums in einer für jeden verständlichen Sprache vorgetragen werden? Ist ihnen dies vielleicht deswegen zuwider, weil sie jetzt während des Gottesdienstes dem Gotteswort zu-

hören müssen und sich nicht mehr in ästhetische Emotionen versteigen können?

Nur wo der innere Wert des Überlieferungsgutes nicht gekannt wird und wo selbsternannte "Hüter der Tradition" deswegen die äußeren Modalitäten, unter denen das Überlieferungsgut in einer gewissen Periode tradiert wird, mit der Sache selber verwechseln, kann es dazu kommen, daß anstelle der wirklichen Tradition nur Versteinertes weitergereicht wird. Versteinerungen sind tot. Lebendiges Erbe vermittelt nur, wer wie Sergij von Radonež für seine Zeit neu aufbereitet, was er bewahrt.